Zunge seine Gedanken zum Ausdruck zu bringen. Er konnte dieses und jenes schon mit Ueberlegung und Logik verteidigen, wo er zuvor an den Unvollkommenheiten seiner Sprachkenntnisse gescheitert war. Aber je häufiger ihm solches geschah, desto mehr glaubte er zu spüren, daß die französischen Herren gar nicht auf seine Ideen und seine Eigenart eingingen und sich mit einem nichtssagenden Lächeln über seine Einwendungen hinweg setzten.

Er wurde mutlos darüber und hatte schon etliche Male den Entschluß gefaßt, seinem fürstlichen Herrn heimzuschreiben, daß er ihn zurückriefe, weil er sonst den Mut zu seinem Bauwerk vielleicht nicht mehr aufbringen möchte. Aber die Zeit war ohnedies darüber hingegangen, der Sommer neigte sich seinem Ende zu, das Laub färbte sich, die Tage wurden kürzer und kühler. Seine Heimkehr war nimmer ferne, und an seinen Plänen war ohnedies nichts mehr zu ändern, nichts zu verbessern und nichts zu verschlimmern. So fand er sich also darein, seine letzten Tage des Pariser Aufenthaltes mit Anstand und Würde zu verbringen, gab sich auch den Vergnügen hin, nahm an den Festen des Königshofes teil und schlug die ihm von mancherlei Seiten zukommenden Einladungen nicht so wahllos und grundsätzlich aus denn zuvor.

Eine davon bestellte ihn hinaus nach Versailles, und da ihm von seinen zwei Pariser Kollegen schon seit langem zugesagt war, daß sie ihm einmal die Gärten und Künste des vielgerühmten Schloßparkes zeigen wollten, nahm er solche Einladung als schickliche Gelegenheit, verständigte sich mit Herrn de Boffraud und Herrn de Cotte und machte sich an dem besagten Nachmittage frühzeitig und pünktlich auf, um nach Versailles zu reiten. Auf seinem Schimmel, der in dem Pariser Stall schier etwas steif geworden war, trabte er vergnüglich durch die Straßen der Stadt und die Vororte hinaus ins Grüne, freute sich der Freiheit und hatte nur zuweilen ein Bedenken, ob man denn im Versailler Park zur Stunde würde betrachtend und studierend umhergehen können. Da er pünktlich bei der Wache ankam und dort von den beiden Architekten wie vereinbart erwartet wurde, konnte er auch nicht umhin, sich über seine Befürchtung zu äußern. Die Herren de Boffraud und de Cotte, die gleich ihm in höfischem Anzuge waren und ihre silbernen Degen umgehängt trugen, sachten darob etwas überlegen und meinten, daß um solche Mittagszeit die Majestäten wie die Seigneurs entweder der Ruhe oder der täglichen Schäferstündchen pflegten. Darum hätte man nicht nur Gelegenheit, in Ungestörtheit sich auf den schattigen Wegen zu ergehen, sondern auch Zeit genug, bis man sich zur Gesellschaft einfinden müßte.

Der Herr Balthasar Neumann war's zufrieden. Er verlor sich mit seinen angeregt und freundlich, wenn auch immer ein wenig spöttisch plaudernden Führern in die Tiefe der Gärten von Versailles, staunte und schaute, redete und träumte und war am Ende gemach erstaunt, als man am Spätnachmittag mehr durch Zufall denn Absicht auf die Damen und Herren des königlichen Hofes stieß.

Boffraud machte ihn mit der Majestät selbst bekannt. Sie war sehr freundlich und leutselig, erkundigte sich nach dem Wohlbefinden seiner fürstbischöflichen Gnaden in Würzburg daheim und gab somit das Zeichen, daß sich die ganze Gesellschaft beiderlei Geschlechts von den Marschällen herunter bis zu den einfachen Adeligen angelegentlich um des Deutschen Unterhaltung bemühte. So kam dieser, ohne daß er es merkte, tiefer in den Garten hinein und am Ende auf einen kleinen, freien Platz, auf dem zur Belustigung der Hofgesellschaft ein Hahnenturnier stattfinden sollte. Zwei dieser Tiere, durch allerlei Künste, Hunger und Gefangenschaft genügend vorbereitet, pflegten dabei aufeinander losgelassen zu werden, durch Zurufe und Rutenhiebe zu toller Wut aufgestachelt, bis schließlich der eine oder der andere Sieger blieb.

Der würzburgische Artilleriekapitän kam mit seinen zwei Begleitern zu diesem Schauspiel just in dem Augenblicke, da der tolle Eifer der zwei Tiere ihren Höhepunkt erreicht hatte. Sie hingen ineinander, zerfleischten und zerrupften sich mit ihren Schnäbeln, daß ihr Blut umher spritzte und an diesen Klumpen von Federn und zuckendem Fleisch schier nichts zu unterscheiden war. Balthasar Neumann sah dies und erstarrte. Er wandte, davon angeekelt, seine Blicke und suchte die Augen und Gesichter der neugierig Umherstehenden. Aber in keinem dieser Antlitze, weder bei den Männern noch den zartesten Frauen, sah er anderes als die Gier und die Erregtheit über das blutige Schauspiel. Ein Fieberschauer lief ihm den Rücken hinab. Wenn er Gelegenheit gehabt hätte, würde er sich aus diesem Kreise weg gestohlen und seitwärts in die Büsche geschlagen haben. So aber konnte er sich nicht mehr halten.

Mit ein paar Sprüngen hatte er den Ring der vor ihm Stehenden durchbrochen, seinen Degen gezogen und die zuckenden, blutenden Fleischklumpen durchbohrt. Gleichmütig und doch zugleich innerlich erregt, streifte er darauf die beiden Körper von seiner Klinge und wandte sich zurück.

Wie in einem Nebel sah er die Menschen, ihre tückischen und zornigen Augen. Er hörte, wie eine Stimme — wohl die des Königs — sagte, daß man diesen Narren stehen lassen sollte, wie die ganze Gesellschaft in beifälliges Murmeln ausbrach. Und die Damen und Herren, die ihm zuvor unter der königlichen Gnade nicht genug an Freundlichkeiten und Schmeicheleien hatten erweisen können, wandten sich von ihm. Nur die Herren de Cotte und Boffraud blieben stehen.

Er sah ihre ärgerlichen und verlegenen Gesichter, vernahm ihre bitteren und eisernden Vorwürfe, wie sehr er sie vor der Majestät und dem Hofe in Verlegenheit gebracht hätte, daß er ein deutscher Bär wäre, so deutsch und steif und töricht wie seine Pläne. Er lächelte ein wenig bitter bei diesem Gezeter der beiden Herren, neigte den Kopf und streifte im Gras seinen blutigen Degen ab. Langsam steckte er ihn wieder ins Gehänge, nickte Zustimmung und Beifall und verabschiedete sich plötzlich.

Ganz in Gedanken verloren fand er sich zur Parkwache, stieg dort auf sein Pferd und trabte nach Paris zurück. Er ritt in den goldenen Herbstabend hinein, schaute das feurige Rot der untergehenden Sonne über den Türmen von Paris, die farbige Pracht der Bäume, hörte die Amseln in den Kronen schlagen, spürte den würzigen Erntegeruch der Scholle. Und auf einmal vermeinte er in Deutschland zu reiten.

Da kam es wie eine Befreiung über ihn.

In der gleichen Nacht noch holte er aus seinen bereits wohlverpackten Reisetaschen seine Zeichnungen und Pläne für die Würzburger Residenz heraus, spannte sie auf den Tisch und saß bis in den erwachenden Morgen hinein, um auf ihnen all die Schnörkel und Formen, die Zieraten und Ornamente, die Linien und Gestalten, die ihm die französischen Architekten empfohlen hatten, zu entfernen. So gründlich war seine Arbeit, so klar und aufrecht fand er seine alten Risse wieder, daß er ganz fröhlich darüber wurde. So frei und wohlgemut ritt er heim nach Deutschland, daß er ungesäumt und aufrechten Kopfes sich vor seinem fürstlichen Herrn verantworten und als Frucht und Ergebnis seiner welschen Reise die eine Erkenntnis mit nach Hause bringen konnte: Sein Werk war das echte und rechte.

Die Würzburger Residenz wurde gebaut, wie Balthasar Neumann sie entworfen hatte, unverfälscht und gerade und groß. Sie wurde ein deutsches Werk und ihr Schöpfer und Meister der Gründer des fränkischen Barocks, des deutschesten aller Stile der Neuen Zeit, der Former der fränkischen Landschaft.

Die verkannte Feuerwehr.

Die Mitglieder der Städtischen Feuerwehr der Stadt Mexiko veranstalten z. Zt. eine Sammlung, aus deren Ertrag einer Reihe ihrer Kameraden, die gerade vor einem Jahrzehnt unter tragischen Umständen ein Ende fanden, ein Denkmal errichtet werden soll. Es war im Jahre 1920 gelegentlich einer der zahlreichen Revolutionen, die immer wieder das schöne Land verheeren. Der Führer der Aufständischen, General Zapata, hatte die Stadt erobert und hielt sie mit einem Teil seiner überwiegend aus wilden, unzivilisierten Indianern bestehenden Streitkräfte besetzt. Eines Tages erscholl plötzlich Feueralarm. Alsbald rasselten von allen Seiten die Spritzen der Stätte des Unglücks zu. Zapatas Indianer hatten nie eine Feuerspritze gesehen, ahnten auch wohl kaum, daß es so etwas wie eine Brandwehr überhaupt gab. Der ungewohnte Anblick erfüllte sie mit erheblichem Mißtrauen: Was konnte da anderes kommen als der böse Feind, der überraschend in die Stadt eingedrungen sein mußte? Schnell entschlossen gab ihr Führer das Alarmsignal, und die Rothäute eröffneten auf jede Spritze, wie sie eben eintraf, ein wohlgezieltes Feuer, dem in wenigen Minuten nicht weniger als 40 Feuerwehrleute zum Opfer fielen. Als es endlich gelang, das Mißverständnis aufzuklären, war es zu spät: Die Toten kehrten nicht wieder ins Leben zurück, und das Gebäude wurde restlos ein Raub der Flammen.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

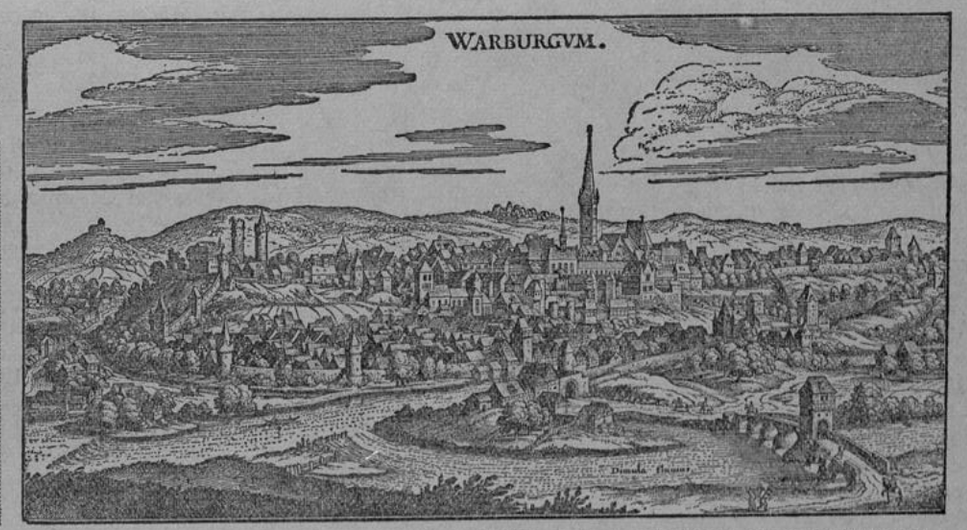
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 51 | **28. Juni 1930** | **5. Jahrgang**

Der Tod, die Frauen und der Fremde

EIN SCHICKSALS-ROMAN VON H. A. VON BYERN

Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau i. Sa.

7. Fortsetzung.)

Dem regnerischen Tag war eine frostkalte, sternenklare Nacht gefolgt. Ruhelos ging ich in meinem Zimmer auf und ab, auf — und — ab, öffnete dann das Fenster und schürte das Feuer im Kamin zu neuer Glut — Schlafen konnte ich nicht. Und immer wieder beschäftigte mich die eine Frage: „Wer mochte der Täter sein?!“

Vielleicht schlief er hier unter demselben Dach — —

Totenstille im Haus, im Park. — — Aber da — auf dem noch feuchten Kies des Gartenwegs leise, ganz leise Schritte, Schritte, die niemand hören sollte, und die doch in dem Schweigen der Nacht deutlich vernehmbar waren. Ich beugte mich hinaus. Neben einer pyramidenförmigen Cypresse stand ein Mensch, ein Mann — für den Bruchteil einer Sekunde sah ich im Mondlicht ein Bajonett aufblitzen. Da hatte Herr Nedelcu rasche Arbeit geleistet.

Das quälende Unlustgefühl wurde unerträglich. Endlich entschloß ich mich, in das Lesezimmer zu gehen, um ein paar Zeitungen oder ein Buch zu holen.

Fast taghell war der Flur beleuchtet. Durch die hohen Fenster fiel das blaufilberne Licht des Nachtgestirns, warf wuchtige, schwere Schlagschatten der Geweihe an die weißgetünchten Wände, ließ die Rüstungen, die Morgensterne, Langschwerter und Pavesenschilde aufleuchten gleich glitzerndem Silber. —

Behutsam, um niemanden zu wecken, stieg ich die steinerne Treppe nach dem unteren Stockwerk hinab. —

Und blieb plötzlich wie angewurzelt stehen.

Aus dem Wintergarten neben der Bibliothek klangen Stimmen, gedämpft, aber doch laut genug, daß ich jedes Wort hören konnte.

„Du hast also meinen Brief nicht bekommen, Margit?“

„Nein, bestimmt nicht, Franjo!“

„Vielleicht hat ihn Géza?“

„Ausgeschlossen! Doch ist das ja nebensächlich. Bis wann brauchst du die halbe Million Lei?“

„Spätestens bis zum Monatsletzten, heute haben wir den 25., und — ich fürchte fast, daß es mir unmöglich sein wird, rechtzeitig in Bukarest einzutreffen. Ohne Genehmigung der Staatsanwaltschaft darf kein Mensch Geresnaia verlassen“ —

„Gut. — Dann gebe ich dir einen Bankscheck, du schreibst ein paar Begleitzeilen dazu, und der Oberförster kann morgen den eingeschriebenen Brief mit Wertangabe als Expreßsendung in Anina aufgeben.“

„Das — wäre ein Ausweg! Ich danke dir, Margit!“

„Nicht der Rede wert. Aber nun muß ich gehen. Wenn man uns hier zusammen sähe —“ Noch ein paar geflüsterte Worte, das Klappen einer Tür, eilige Schritte — —

Ich fühlte, wie mir das Herz bis zum Halse schlug, ein paar Minuten stand ich regungslos, versuchte dann, mir über das soeben Gehörte Rechenschaft zu geben. Eine nächtliche Zusammenkunft zwischen Frau Margit Marghiloman, die heute zur Witwe wurde, deren Mann nur wenige Zimmer weiter aufgebahrt war und zwischen dem Levantiner, der binnen fünf Tagen eine Börsendifferenz von fünfmalhunderttausend Lei decken mußte, der sich so auffallend benommen hatte, daß man — — Ich wagte den Gedanken nicht zu Ende zu denken. Wozu diese Heimlichkeit? Ein Verdacht, den ich den ganzen Tag über nicht los geworden war, verdichtete sich, wurde zur Gewißheit: Hier, unter diesem Dach, vielleicht nur wenige Schritte von seinem Opfer getrennt, befand sich der Mörder! Und doch — es sprach zu Vieles dagegen. — Frau Margit als Mitwisserin, als Anstifterin eines Verbrechens — das war einfach absurd, war ausgeschlossen! So viel Menschenkenntnis traute ich mir zu, um diese Annahme mit unbedingter Sicherheit verneinen zu können. Freilich — die Harmlosigkeit, all' das Kindlich-Unbefangene konnte Maske sein, Heuchelei, eine genau einstudierte, seit Wochen, seit Monaten vorbereitete Täuschung. — Und Franjo Vidacovicz? Ein Börsenspekulant, eine Spielernatur, offenbar eine recht dunkele, fragwürdige Existenz! —

Ich setzte mich in einen der Korbsessel, brannte mir eine Zigarette an und versuchte die Ereignisse des Tages noch einmal zu rekonstruieren. Gegen ein halb sieben Uhr wird Géza Marghiloman im Taxusgang erschossen. Der Täter benutzte eine Waffe, die täuschend ähnlich der Browningpistole des Ermordeten nachgeahmt ist. — Etwa anderthalb Stunden nach der Tat taucht Franjo Vidacovicz auf, der in Anina übernachtet hat und merkwürdigerweise nicht mit einem Fuhrwerk, sondern zu Fuße nach Geresnaia gekommen ist, obwohl er annehmen mußte, daß seine Verwandten um diese Zeit

noch nicht zu sprechen sind. Der Levantiner befindet sich in Geldverlegenheit, braucht schnellste Hilfe. — Sein Benehmen ist in mehr als einer Hinsicht verdächtig: Er trinkt rasch und viel, verläßt das Speisezimmer, als Thorsen eine Hinrichtung mittels des elektrischen Stuhls schildert, sein ganzes Verhalten ist so, daß selbst ein durchaus unparteiischer, objektiver Beurteiler stutzig werden muß. — Die Waffe kann er sich leicht verschafft haben — wenn — ihm ein Helfershelfer die genaue Zeichnung des Monogramms verschaffte. — Wer aber käme da in Frage: Margit Marghiloman, dieser Verdacht wäre der nächstliegende, wird dadurch bekräftigt, daß Vidacovicz bereits zweimal größere Darlehen bei seiner Kusine aufgenommen hat, daß zwischen den beiden soeben zu ungewöhnlicher Zeit und an ungewöhnlichem Ort eine geheime Unterredung stattfand, die auf ein Einverständnis schließen läßt. — Und weiter: Aus welchem Grunde hat sich der Levantiner seit Frau Margits Heirat nicht mehr in Geresnaia blicken lassen? Vermutlich, weil er sich mit dem Mann seiner Kusine nicht stand, weil er, der Börsenspieler, befürchten mußte, eine Abweisung, wenn nicht schlimmeres, zu erfahren. War Géza Marghiloman aus dem Wege geräumt, so stand kein Hindernis mehr zwischen Franjo Vidacovicz und Margit Marghiloman, die er schon als junges Mädchen gekannt, möglicherweise geliebt hatte, deren Millionen es ihm ermöglichen würden, ein Leben im großen Stil zu führen! —

Eine glatte, klare Rechnung, ein einfaches Exempel. Und zwei Menschen hatten bisher das Spiel durchschaut: Arne Thorsen und Elena Iuliu. Deshalb die heimliche Zusammenkunft, bei der wohl noch über andere Dinge gesprochen worden war, als nur über Geldfragen. —

Sehr zufrieden mit meinem kriminalistischen Scharfblick ging ich nach der Bibliothek hinüber und nahm die neueste Nummer des „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblattes“ aus dem Zeitungsständer, dann trat ich den Rückweg an.

Seltsam, wie verändert der Flur in der ungewissen, alle Farben auslöschenden, alle Formen verzerrenden Beleuchtung aussah. — Hinter den Visieren der Rüstungen schienen bleiche Gesichter mit dunkelen Augenhöhlen zu lauern, es war mir, als bewege sich ein Vorhang. Ich zog ihn zur Seite — nichts. Und wenn ich lauschend stehen blieb, war das leise Nagen von Ratten oder Mäusen hinter den holzgetäfelten Wänden vernehmbar. —

Unter der Schwelle zu Dr. Overechts Zimmer hervor blinkte ein mattgelber Lichtstreifen. Sekundenlang zögerte ich, klopfte dann —

„Herein!“

„Verzeihen Sie bitte, wenn ich störe —“

„Aber durchaus nicht!“

Der Arzt, der im bequemen Schlafanzug am Schreibtisch saß, lächelte: „Na, Sie können wohl auch nicht einschlafen? Glaub's gern, so ein Tag wie der heutige ist selbst für den Gesundesten eine ziemliche Nervenbelastungsprobe! Bitte, hier sind Zigaretten. Wollen wir uns einen Schlummerpunsch brauen?“ Und ohne meine Zustimmung abzuwarten, holte er aus seinem Koffer einen kleinen Spirituskocher, einen Alluminiumtopf, den er aus der auf dem Nachttisch stehenden Karaffe mit Wasser füllte, eine Flasche Jamaika-Rum, eine Tüte mit Zucker und eine Zitrone. „Gar nicht wie bei armen Leuten, was? Sogar ein Glas habe ich für Sie, oder wollen Sie lieber den Becher zur Thermosflasche?“

Ich lehnte mich zurück, tat einen tiefen Lungenzug aus meiner Papyros.

„Hören Sie mal, lieber Doktor, ich muß Ihnen etwas Merkwürdiges erzählen!“ Und nun berichtete ich mein nächtliches Erlebnis, rekapitulierte noch einmal alle Verdachtsmomente, als sei ich ein Staatsanwalt, der vor den Geschworenen die Anklagerede hält. —

Dr. Overecht hatte mich mit keinem Wort unterbrochen. Bedächtig füllte er mein Glas zu einem guten Drittel mit Rum, goß das fast kochende Wasser hinzu.

„Drei oder vier Stückchen Zucker? Drei? So. — Prösitchen!“ Er trank mir zu, füllte sofort nach. „Ich will Ihnen einmal etwas sagen: Der Levantiner mag ein Lump sein, ein Verschwender und Hazardeur — ein Mörder ist dieser Mann nicht!“

„Und Frau Margit?“ fragte ich.

Der Arzt sah mich lächelnd an.

„Können Sie schweigen?“

„Ich denke doch!“

„Was ich Ihnen jetzt sage, bleibt unter uns!“ Er beugte sich ganz nahe zu meinem Ohr. „Ich — liebe diese Frau und werde mich um sie bewerben, sobald das Trauerjahr abgelaufen ist!“

„Donnerwetter!“ war alles, was ich in der ersten Ueberraschung herausbrachte, aber dann schüttelte ich Dr. Overecht die Hand: „Von ganzem Herzen Weidmannsheil! Und verzeihen Sie bitte, wenn ich da — —“

„Ach, Unsinn! Sie haben doch rein theoretisch gesprochen. Nein, glauben Sie mir, den Mörder müssen wir anderswo suchen — —“

„Und — wo?!“

Er schlug die Beine übereinander, schraubte das blaugelbe Flämmchen unter dem Spirituskocher herunter.

„Von den Hausbewohnern kann es niemand gewesen sein. Dumitru, Mircea Cotârla und die Mädchen standen am Fenster bezüglich an der Tür kurz nachdem der Schuß gefallen war, die beiden Damen waren noch in ihren Zimmern. Sie, ich, Thorsen, der Oberförster und die beiden Heger pirschten am Cracu ursului, Mosniac und Taplita mare. Folglich kann nur jemand in Betracht kommen, der Herrn Marghilomans Browning genau kannte und wußte, daß er alltäglich seinen Morgenspaziergang zu machen pflegte, der aber nicht im Schlosse selbst wohnte.“

„Und — der — wäre?“

Dr. Overecht sah mich durch seine scharfen Kneifergläser starr an.

„Meines Erachtens kommt nur ein Mensch in Frage: Der Rentmeister Damian Chârloaba!“

„Lieber Doktor,“ ich lachte hell auf, „der Mann ist vorgestern nach Bukarest gefahren.“

„Möglich — wenn er nicht schon unterwegs ausgestiegen ist. Aber zwei Tage genügen vollauf, um sich ein Alibi zu verschaffen und unbemerkt nach Geresnaia zurückzukehren.“

„Und der Grund?“

„Was weiß ich? Vielleicht großzügige Unterschlagungen, bei dieser Art polnischer Wirtschaft ist schließlich alles möglich, wir dürften da noch allerhand Ueberraschungen erleben!“

„Na, na!“

Er erhitzte sich ordentlich.

„Der einzige, der reine Hände hat, der unbedingt treu und ehrlich ist, ist der Oberförster, ich kenne doch hier Land und Leute!“

„Und Vasile Vilu?“

„Lieber Himmel, den hat der Kommissar nur verhaften lassen um höheren Orts seinen Amtseifer zu dokumentieren.“

„Mag sein,“ gab ich zu, „aber was wissen wir eigentlich über Marghiloman? Nichts! Er kann politische Feinde gehabt haben, Konkurrenten, es gibt tausend Möglichkeiten.“

Der Arzt goß einen Schuß Rum nach.

„Das Nächstliegendste wäre eine Rundfrage bei allen Waffengeschäften und Juwelieren, ob irgendeine Firma das Monogramm in den Kolben der Mehrladepistole eingelegt hat. Dann ließe sich auch der Auftraggeber ermitteln.“

„Meinen Sie?“ Ich trank einen Schluck. „Wer auf ein so heikles Unternehmen aus ist, einen Mord kaltblütig von langer Hand her vorbereitet, der deckt sich den Rücken! Es gibt genug ausländische Firmen, man kann die Bestellung unter falschem Namen oder durch einen Mittelmann tätigen.“

Wir rauchten und hingen jeder seinen Gedanken nach, bis Dr. Overecht leise fragte: „Was halten Sie eigentlich von Thorsen?“

„Das ist schwer zu sagen; ein kluger Kopf, aber ein Phantast, manchmal habe ich das Gefühl, als ob er posiert, dann wieder verblüfft er durch seinen Scharfsinn, seine Definitionsgabe, — so wie heute mit dem Zettel.“

„Ja, das war — merkwürdig.“

„Allerdings!“ Ich warf den Rest meiner Zigarette in den Kamin. „Ihnen als Mediziner kommen doch allerhand Psychopathen unter die Finger — glauben Sie, daß es Menschen gibt, die tatsächlich Zukünftiges voraussahnen können?“

(Fortsetzung folgt.)

Frei ist der Rhein!

Der Knechtschaft Ketten sind gefallen.
Nun bist du frei, mein rheinisch Land!
Laßt Freiheitslieder laut erschallen,
Die welsche Furcht uns unterband!
Grabt's tief in eure Herzen ein:
Frei, frei ist der Rhein!

Laßt uns voll Stolz auch stets gedenken
Der Opfer, fern in Feindesland;
Verneigt euch, laßt die Fahnen senken,
Seid treu, wie sie, dem Vaterland!
Grabt's tief in eure Herzen ein:
Frei, frei ist der Rhein!

Dann blickt empor: Aus lichten Sternen
Ein neues Deutschland naht heran.
Laßt uns aus unserm Unglück lernen,
Ruft: Deutschland in der Welt voran!
Grabt's tief in eure Herzen ein:
Frei, frei ist der Rhein!

Oskar Meyer-Elbing.

Morgenröte.

Skizze von Georg Eschenbach.

Erinnerst Du Dich noch daran, wie die Nacht damals hereinbrach? Wie wir rasten mußten an der Straße außerhalb des pfälzischen Städtchens, weil die Truppen sich vor der Rheinbrücke stauten? Weißt Du noch, wie im fahlen Licht des Dezemberabends die Fahnen müde aus den Fenstern zur Erde hingen? Deutsches Land, das wir dem Feinde überlassen mußten, sandte dem scheidenden Heere seinen letzten Gruß. Erinnerst Du Dich noch an den alten Mann, dessen Sohn drüben in Frankreich unser Kamerad gewesen war, bevor er fiel, an den Grauhaarigen, der uns dort an der Straße die Hand drückte: „Vergeßt uns nicht in unserer Not!“ Dann zogen wir weiter nach Baden hinüber, und die Nacht senkte sich über das Land.

Sie hat lange gedauert, diese Nacht, und unter ihrem Schleier geschah vieles, was das Tageslicht scheute. Es war Krieg, als wir damals in Frankreich einzogen und das Eigentum der Bevölkerung schonten. Waffenstillstand, dann Frieden nannten es die Feinde, als sie im wehrlosen Lande hausten und unter dem Deckmantel der Beschlagnahmungen Hausgerät stahlen und ein Wohlleben führten, das sie in ihrer Heimat nie gekannt hatten. Was schrieb mir damals jener Grauhaarige, der Vater unseres gefallenen Kameraden? „Ein französischer General hat mein Haus bezogen. Es wäre eine Ehre für mich, sagte er und überließ meiner Frau und mir ein Bodenzimmer. Drei Lastwagen voller Möbel brachte er aus Trier mit, und was ihm von meinen Sachen nicht gefiel, das ließ er aus dem Hause schleppen.“

Ich besuchte ihn in seiner Dachkammer, als ich ein paar Jahre später durch die Pfalz zog. Ich wollte ihm sagen, daß wir drüben auf dem rechten Rheinufer das besetzte Gebiet in seiner Not nicht vergessen hatten, daß uns das Treiben des Feindes auf deutschem Boden empörte. Da legte er mir die Hand auf den Mund: „Schweigen Sie. Hier haben die Wände Ohren.“ Doch er selbst konnte nicht schweigen. Denn als wir einmal vor einem Glase Wein saßen, hörten wir am Nebentisch ein paar Franzosen von ihren Taten prahlen. Junge Leute waren es, die vom Kriege nichts gesehen hatten, die im Wohlleben ihre Zeit hier abdienten und die Deutschen für Sklaven hielten. Da sagte mein grauhaariger Freund ein wenig verächtlich: „Die säßen nicht hier, hätten ihnen die Amerikaner nicht geholfen!“

Am anderen Morgen ließ der General seinen Quartiergeber kommen: „Sie haben unsere Armee beleidigt, behauptet, wir Franzosen hätten es ohne amerikanische Hilfe nicht geschafft!“ — „Was wollen Sie? Das ist doch nur die Wahrheit.“ Er hatte gut reden, mein alter Freund, denn von Wahrheit wollte der Franzose nichts wissen. Vielleicht hätte der alte Mann durch einen Widerruf, durch eine Entschuldigung die Wut des Generals besänftigen können. Doch das lag ihm nicht, und zwei Schwarze brachten ihn ins Gefängnis.

Ein junger Oberleutnant, der wohl noch keine Zeit gehabt hatte, die Geschichte des Krieges zu studieren, weil ihn die Freuden des Friedens im besetzten Land weit mehr fesselten, war der Ankläger. Er verlangte eine exemplarische Strafe für die Verhöhnung der französischen Armee: Gefängnis. Doch selbst die Richter, seine älteren Kameraden, lächelten ein wenig über seinen Uebereifer. Fünftausend Franken, meinten sie dann, sei eine gerechte Strafe. Fünftausend Franken, wie sollte der alte Mann das Geld beschaffen? Fünftausend Franken innerhalb fünf Tagen oder doch die Haft!

Ich konnte ihm nicht helfen. Ich hatte selbst nichts. Land verkaufen? Wer hatte damals Lust zu Geschäften, da auf allen die Unsicherheit lastete! Doch nach langem Suchen fand sich einer, der halb aus Mitleid den Gegenwert von viertausend Franken für das Grundstück gab. Tausend fehlten noch. Mein alter Freund hatte noch ein paar entwertete Papiermark. Die reichten längst nicht aus. „Wieviel müßte ich denn haben?“ fragte er an der Sortenkasse der Bank. Man nannte ihm einen Betrag, der für ihn angesichts der Inflation unerschwinglich war. Da schüttelte er den Kopf und verließ den Schalter.

Daheim in der Bodenkammer saß er zusammengesunken auf dem Stuhl: „So muß ich auf meine alten Tage noch ins Gefängnis!“ Seine Frau fuhr ihm über das graue Haar und sagte, obwohl sie selbst nicht an ihren Trost glaubte: „Laß den Kopf nicht hängen, Vater! Vielleicht findet sich doch noch ein Ausweg.“

Doch alle Hoffnung schien vergeblich. Denn ein Offizier kam mit zwei Soldaten. Sein Stolz über den Auftrag, einen der geachtetsten Männer der Stadt zu verhaften, schien gegen das Mitleid mit dem alten Mann anzukämpfen: „Sie haben den Restbetrag nicht bezahlt. Ich muß Sie ins Gefängnis bringen.“ Müde erhob sich mein grauhaariger Freund: „Leb wohl, Mutter.“

Da klopfte es an die Tür. Wir beide erkannten ihn sofort wieder, den Sortenkassierer der Bank. Er überblickte die Lage und sagte mit einem Lächeln, das seine Genugtuung schlecht verhehlte: „Hier sind die gewünschten tausend Franken.“ Der alte Mann wollte etwas erwidern. Er schien nicht zu verstehen und nahm doch das Geld mit ein wenig zitternden Fingern, als der Kassierer es ihm in die Hand drückte: „Bitte, es stimmt schon!“ Dann ging er, noch verwirrt, mit dem Offizier fort, um den Restbetrag seiner Strafe zu zahlen.

Vom Sortenkassierer erfuhren wir dann, woher das Geld kam. Eine Sammlung unter den Angestellten hatte die Summe aufgebracht, und was dann noch an den tausend Franken fehlte, gab der Leiter der Bank, weil alle dem alten Mann, der ein Geduldeter in seinem eigenen Hause war, das Letzte ersparen wollten. —

Fast neun Jahre sind seit jenem Tage brüderlichen Zusammenhaltes vergangen. Neun dunkle Jahre, die mein alter Freund in einem kleinen Haus zwischen Weinbergen verlebte. Ein Bekannter stellte es ihm zur Verfügung, um ihn davor zu bewahren, noch länger unter einem Dache mit den Nachfolgern jenes ersten Generals leben zu müssen. Neun Jahre, in denen ihn die Hoffnung aufrecht erhielt, die Befreiung seiner Heimat erleben zu dürfen.

Die Stunde ist gekommen. Die Nacht weicht der Morgenröte, die wie eine Vorahnung völliger Lösung aller unserer Fesseln den Horizont deutscher Zukunft erhellt. Der Ehrentag meines alten Freundes und aller, die wie er litten und doch die Hoffnung nicht aufgaben, bricht an.

Welsche Erkenntnis.

Skizze von Th. Vogel.

Der Würzburger Fürstbischof hatte seinen Hofarchitekten, den Artilleriekapitän Balthasar Neumann, nach Paris an den Hof des Sonnenkönigs geschickt. Dort sollte sich der Deutsche in den neuesten Formen der Baukunst vervollkommnen, von den französischen Kollegen und Meistern nach Gebühr lernen und also wohlbefähigt und vorbereitet Pläne für den Neubau des Residenzschlosses in Würzburg heim bringen.

Der Artilleriekapitän weilte bereits seit etlichen Monaten in der Hauptstadt Ludwigs XIV. Er schaffte an seinen Zeichnungen und Rissen, war redlich bemüht, sich seine in Waldrauschen und Sonnenglanz der Heimat geborenen Ideen aus dem Kopfe zu schlagen und sich den Herren de Boffrand und de Cotte, die als die erlauchtesten Vertreter welscher Architektur gerühmt wurden, im Eingehen auf ihre Korrekturen und Gutachten gefällig zu zeigen. Das fiel ihm nicht leicht. Oft geschah es, daß er voller Widerwillen den Zeichenstift in eine Ecke seiner Pariser Herberge warf oder daß er sich recht feig und gewissenlos vorkam, wenn er wieder an seiner ehrlichen Arbeit ändern sollte. Immer fremder und ungewohnter mutete ihn das an, was er auf seinen Plänen sah.

Er hatte es zwar allaemach gelernt, in der fremden